Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik

Herausgeber: Widerspruch

Band: 36 (2017)

Heft: 69

Artikel: Auswege aus der Pluralitätsdebatte : Gender & Diversity, Intersektionalität und Identität

Autor: Thürmer-Rohr, Christina

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-780990

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christina Thürmer-Rohr

Auswege aus der Pluralitätsdebatte

Gender&Diversity, Intersektionalität und Identität

«Vielfalt» oder «diversity» war in der feministischen Hoch-Zeit der 1970er- und 1980er-Jahre als Begriff und Konzept unbekannt. Der Feminismus hatte sein Augenmerk auf *ein* fundamentales Unrecht gelenkt: die Geschlechterverhältnisse. Er suchte nach Strukturelementen, die dieses Unrecht lenken. Der Begriff «Patriarchat» wurde zum Überbegriff einer Eigenlogik, die sich in allen gesellschaftlichen Bereichen auffinden liess – in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Moral, Philosophie, Technologie bis hinein in die privaten Beziehungen und den Habitus der Individuen. Die feministische Gewaltkritik sah die Ursachen zerstörerischer gesellschaftlicher Entwicklungen in geschlechterspezifischen Platzzuweisungen und damit im Ausschluss von Frauen aus der Gestaltung der Welt.[1] Wie jede aufflammende politische Bewegung war also auch der Feminismus in seiner Anfangszeit von Einheitsvorstellungen beflügelt und strebte nach einem strategischen und emotionalen Wir als Voraussetzung einer Diskursmacht, die mit *einer* Stimme spricht, gemeinsame Ziele entwickelt und öffentlich handelt. Diese Einheit des Wir war nicht als Abbildung der Wirklichkeit, sondern als Idee und politisches Postulat gedacht,[2] und natürlich hielten reale Unterschiede und Differenzen die Frauenbewegung von Anfang an in Atem. Meist wurden sie jedoch als «Schwesternstreit» heruntergespielt oder als «falsches Bewusstsein» abgewehrt, jedenfalls noch nicht im Sinne der Pluralität[3] theoretisiert und als politische Forderung artikuliert.

Seither ist viel passiert. Erst wurde «Frauenforschung» durch «Genderforschung» ersetzt, dann «gender» mit «diversity» ergänzt, schliesslich wurden mancherorts «Gender Studies» in «Difference Studies» und die Büros der Frauenbeauftragten in Büros für «Gender&Diversity» umbenannt. Wer heute auf dem Laufenden sein will, sagt und schreibt statt «Frauen»: «Gender&Diversity» oder «Gender Diversity». Diese Veränderungen und ihr beachtlicher Etablierungserfolg in politischen Institutionen, an Universitäten und Hochschulen sowie in der Privatwirtschaft sind das vorläufige Ergebnis einer Entwicklung, die Geschlecht als dominanten Unterdrückungsausweis relativieren will. Gender&Diversity versteht sich als Strategie, den Blick auf Ungleichbehandlungen und Diskriminierungen zu erweitern, von monokausalen Ansätzen zu lösen, Hierarchisierungen zu

vermeiden und so dem Verdacht zu begegnen, dass Geschlecht als Hauptkategorie alle anderen Unterdrückungsdeterminanten ins zweite oder dritte Glied verweise: Ethnizität, Hautfarbe, Kulturalität, soziale Lage, sexuelle Orientierung, Religion, Behinderung, Alter – und dann folgt das unvermeidliche «und so weiter».

Historische Kontroversen

Die Geschlechterverhältnisse als übergeordnetes kulturübergreifendes Unterdrückungssystem zu setzen, hatte sich spätestens seit Ende der Achtzigerjahre als eine Art Sündenfall erwiesen. Denn die Dominanz von Gender bedeutete mehr als die Fokussierung auf eine alte, aber neu skandalisierte Unterdrückungsnorm. Sie war zugleich beschwert vom Anspruch auf Alleinvertretung. Dieser wurde vor allem von Afroamerikanerinnen und Migrantinnen mit dem schwerwiegenden Vorwurf zurückgewiesen, dass die Vernachlässigung der Rassenfrage gegenüber der Geschlechterfrage den weissen Feminismus als Komplizen kultureller Macht und als Träger eines ethnozentrischen Blicks entlarve. Neue Sprachregelungen sollten den Hierarchisierungen einen Riegel vorschieben und zum Ausdruck bringen, dass die Genderforschung sich seit den Neunzigerjahren dieses Problems bewusst geworden ist. Gender wurde möglichst im Zweier- oder Dreierpack verwendet – «gender and race» oder «race, class and gender» –, was aber oft nicht viel mehr als eine Pflichtübung war. Wendy Brown spricht von «wissenschaftspolizeilicher Disziplinierung», mit der Studierende verschiedener Herkunft und Hautfarbe in einem Zirkel von Angst, Schuld, Vorwürfen und Rachegefühlen gefangen waren. Dabei fühlten sich alle «erbärmlich».[4] Für Brown ist klar: Es konnte etwas nicht stimmen. «Vielleicht ist es an der Zeit, erst mal das Vergangene zu betrachten, um [...] unsere Fehler anzuerkennen. Vielleicht ist dies ein Moment des Nachdenkens.»[5] Wieso war es so schwer, Verschränkungen von Geschlecht und Rasse theoretisch und praktisch einzulösen?

In den sich etablierenden «Women Studies» ging der Kampf um eine gerechte Platzierung von Geschlecht und Rasse weiterhin mit heftigsten Konflikten einher. Die Kontroversen um «gender and race» spiegeln Unterschiede der angelsächsischen und deutschen Geschichte. Während für US-Amerikanerinnen «Rasse» eine alltäglich sichtbare Realität ist, galt für (west)deutsche Feministinnen «Rasse» eher als Unwort der nationalsozialistischen Weltanschauung, als zerstörerische Idee und verbrecherische Erfindung, die die Festschreibung proklamierter Unterschiede zur Voraussetzung ihrer Säuberungspolitik gemacht und die Eliminierung von sogenannt minderwertigen Varianten des Menschseins vollstreckt hatte. Vor

diesem Hintergrund wäre «Rasse» nur im Sinne von «Racialization» zu verstehen, als «Rassisierung», «Zur-Rasse-Machen», «Zur-Rasse-gemacht-Werden». Das häufige Zögern gegenüber der Anforderung, Geschlecht mit Rasse sprachlich und inhaltlich zusammenzubringen, die distanzierenden Anführungszeichen, in die hierzulande das Wort «Rasse» oft gesetzt wird, oder seine Verhüllung im englischen «race» haben im Rückblick auch mit dieser Geschichte zu tun.

Das Unbehagen am Begriff «Rasse» ist nicht allein Ausdruck kultureller «whiteness», sondern verweist auch auf Erfahrungen des Totalitarismus, der zur Sortierung und Aussortierung von Menschen homogene Einheiten schmiedete und mit erzwungenen Gleichschaltungen Vielfalt zerstörte. Menschen wurden zu «Juden», «Homosexuellen», «Schwarzen», «Behinderten» gemacht – zu identitären und totalitären Kategorien, die die Zugeordneten als Gleichartige definierten und erfassten, um sie aussondern und beseitigen zu können.

Dieses Wissen schützte den Feminismus allerdings nicht vor der Ignoranz gegenüber der Geschichte der Rassenhygiene und vor der Hilflosigkeit gegenüber der Forderung, Geschlecht und «Rasse» als zugleich verschiedene und gleichwertige Diskriminierungskategorien zu erkennen. Hannah Arendts Begriff der Pluralität, mit dem sie sich bereits in den 1950er-Jahren gegen die Bildung kollektiver Singulare wendete,[6] war noch weitgehend unbekannt. Pluralität, die absolute Verschiedenheit jedes Menschen von jedem anderen, wird bei Arendt zur Grundlage des Politischen, das die gleichberechtigte Kohabitation der immer Verschiedenen zu schützen hat. Diesem Verständnis des Politischen steht ein kategorisierendes Denken entgegen.

Identitätsverlangen und Identitätskritik

Kategorien sortieren, schaffen Sorten, scheinbare «Einheiten» – weiblich, männlich, schwarz, weiss, heterosexuell, homosexuell, inländisch, ausländisch usw. –, die daherkommen, als würden sie neutral ordnen, und die zugleich unterstellen, dass die Eingeordneten jeweils einen essenziellen Kern besässen, der sie definiere, verbinde und ihre Unterscheidung von anderen Eingeordneten rechtfertige. Kategorien gehen implizit von der Homogenität und Abgrenzbarkeit der konstruierten «Einheiten» aus, so als wären sie getreue Abbilder von Realität oder Natur. Was sind Kategorien? Handelt es sich um real existierende Gruppierungen, um theoretische Entwürfe, um wertneutrale Ordnungsversuche, um Selbstzuordnungen, um erzwungenes Schicksal? Inwieweit tragen Kategorien zu Trennungen und Spaltungen bei und zur Gewohnheit, in Gegensätzen zu denken?[7] Können Kategorien auch zu Orten des Widerstands gegen Normierungen werden, zu Orten,

welche die Dynamiken der Macht sichtbar machen und darum emanzipatorisch wirken?[8]

Wenn Kategorien als *Identität* angenommen werden – ich *bin* so, wie meine Kategorie: weiblich oder männlich, weiss oder schwarz, weiblich weiss oder weiblich schwarz usw. –, dann schaffen sie einen inklusiven sozialen Raum, dessen Normierungskraft sie zu Diskriminierungsgefängnissen machen kann. Das Problem bleibt paradox. Kategorien wie Geschlecht oder «Rasse» können Orte der Zugehörigkeit und Übereinstimmung schaffen. Zugleich aber handelt es sich um hierarchisierende Etikettierungen, die menschliches Leben beherrschen und verletzen. Die Kritik an Kategorien schliesst die Kritik an Identitätsvorstellungen ein, die unsere pluralen Zugehörigkeiten verdecken und auf vorgeprägte Definitionen und soziale Orte festlegen. So kann das Identitätsgefühl zur Identitätsfalle werden,[9] welche menschliche Freiheit einschränkt und den sogenannten Krieg der Kulturen schüren kann. Identitätspolitik, die alternativlos auf *einer* Zugehörigkeit beharrt, kann, so Amartya Sen, «nicht nur uns alle in unserer Würde herabsetzen», sondern zu einer «Verkürzung des Menschseins»[10] und zur Waffe werden.[11]

Die gesellschaftliche und wissenschaftliche Aufgabe besteht nun darin, den für viele so positiv besetzten Begriff Identität und das brisante Verhältnis von Identitätsverlangen und Identitätskritik zu überprüfen, gewaltsame Normierungen zu benennen und die Bedingungen zu analysieren, die die jeweiligen Bedeutungszuschreibungen zu Diskriminierungskategorien machen.

Erfolge und das Zurücktreten der Geschlechterfrage

Die Ergänzung von «Gender» mit «Diversity» versucht, die verschlossenen Kategorien und Selbstkategorisierungen zu öffnen. Das «and» zwischen «gender and race» oder zwischen «race, class and gender» soll den unabgeschlossenen, umdeutbaren, nichtstatischen Charakter der Kategorien signalisieren. Das Zurücktreten der Geschlechterfrage (im Vergleich zu früheren historischen Phasen) verweist damit nicht nur auf einen sogenannten Backlash, sondern auch auf reale Veränderungen: auf Erfolge der Frauenbewegung und Frauenpolitik, auf Bildungsaufstieg und neue Rechtslagen, auf eine veränderte politische Kultur. Solche positiv-gegenläufige Erfahrungen können aber nicht ohne weiteres als Rückgang von Diskriminierung überhaupt gedeutet werden. Oft handelt es sich nur um Verschiebungen, die neue oder sogar zusätzliche Ungleichheiten entstehen lassen: Wenn sich Frauen als billige Arbeitskräfte nicht mehr ausbeuten lassen, zieht man andere unterprivilegierte Menschengruppen heran; wenn wohl-

situierte Frauen bestimmte Reproduktionsarbeiten nicht mehr machen wollen, delegieren sie sie an andere – z. B. an polnische Frauen, die diese Arbeit unterbezahlt übernehmen.[12]

Die weitgehende Akzeptanz des Diversity-Konzepts ist mit einer Verflüssigung des Genderbegriffs verbunden.[13] Die Absicht, Geschlecht nicht mehr zu isolieren, sondern in Kombination mit anderen Auf- und Abwertungsmodi zu begreifen, führt zu immer länger werdenden Listen verschiedenartiger Diskriminierungsvarianten, die nicht in Vergessenheit geraten sollen: Rassismus, Antisemitismus, Antijudaismus, Antiziganismus, Klassismus, Lookismus, Regionalismus, Nationalismus, Heterosexismus, Handicapionismus usw. Die Absicht, die Vielzahl der Bedingungen zu beachten, verbindet sich zudem mit der Forderung, alle diese Kategorien strikt gleichgewichtig zu behandeln. Keine Identität, keine Diskriminierungserfahrung soll vergessen werden, niemand sich herabgesetzt fühlen, keine Stimme dominieren, denn «wir sind alle verschieden und gleich».[14] Solche Gleichwertigkeitspostulate bleiben abstinent gegenüber gesellschaftstheoretischen Grundlagen und blind gegenüber bestehenden Machtasymmetrien. Sie unterwandern oder relativieren in ihrer Transversalität strukturpolitische Kategorien wie «patriarchale Kultur», «okzidentale Herrschaft» oder «kapitalistische Wirtschaftsform».

Verschleierung struktureller Diskriminierung

Der Verzicht auf Strukturaussagen zeigt sich besonders deutlich im Konzept Diversity Management, einem pragmatischen Vorgehen, das Vielfalt produktiv nutzen und effizient machen will. Es soll den Interessen von Organisationen und Unternehmen dienen, indem es die Unterschiede der Mitarbeiter/innen würdigt: Arbeitskraft steigern, Zugehörigkeitsgefühl und Selbstbewusstsein stärken, Kommunikationsfähigkeiten und interkulturelle Kompetenz verbessern. In den angebotenen Ausbildungsgängen, Fortbildungskursen und Supervisionen wird Diversity meist symbolisiert durch Farben: Körbe mit verschiedenfarbigen Bällen, Bäume mit verschiedenfarbigen Blättern, Weltkarten mit verschiedenfarbigen Bewohnern, farbige Kreise mit andersfarbigem Kern. Die Teilnehmer/innen sollen sich eine ihrer «Identität» entsprechende Farbe oder Farbkombination auswählen und so die Kommunikation mit anderen «Farben» in Gang bringen. Teilnehmer/innen werden also aufgefordert, sich ihre Identität selbst nach beliebigen oder konventionellen Kriterien der Selbsteinschätzung und -bewertung zusammenzustellen. Dabei reduziert sich das Problem der Kategorisierung auf einen – vorläufig – freundlich-aufmunternden Umgang mit allen möglichen Varianten menschlicher Erfahrungen, Etikettierungen, Schwächen oder Vorzüge.

Suggeriert wird eine paradiesische Wiese der Artenvielfalt, die dazu einlädt, herkömmliche Zuschreibungen und Selbstzuschreibungen als «Einheiten» zu verfestigen. Gleichgewichtige und gleichberechtigte Vielfalt wird zum Wert an sich, so als könne die schiere Akzeptanz des Immer-Anderen Diskriminierung in Vielfalt umdeuten. Das aber ist nicht gerecht, sondern ignorant. Dass Diskriminierung auf gewaltsamen Normierungen beruht, tritt im Konzept Diversity Management in den Hintergrund. Strukturelle, ökonomische und politische Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten werden verschleiert – und wer sie trotzdem nicht vergisst, der managt sie eben falsch. Diskriminierung ist demnach selbstverschuldet.

Auch wenn es ein Leichtes ist, sich über manche Blüten der Diversity-Begeisterung und ihre oft infantil erscheinenden Methoden lustig zu machen, ist nicht zu bestreiten, dass der Ansatz für soziale Ungleichheiten im sozialen Umfeld sensibilisieren kann. Er kann vielleicht zu mehr Sorgfalt und Vorsicht im Umgang mit Leid und Schäden beitragen und auch manchen queeren Provokationen den Charakter der Anstössigkeiten nehmen.[15] Aber Ungleichheit verflüchtigt sich nicht durch die voluntaristische Inszenierung von Gleichwertigkeit. Wenn der Diversity-Ansatz zwischen gefühlter Diskriminierung und strukturell verursachter Gewalt nicht unterscheidet, kann er zu einem politischen Verständnis sozialer Ungleichheiten wenig beitragen.

Intersektionalität: Fokus auf Verwobenheit

Ein weiteres Paradigma der neueren Geschlechterforschung ist das Konzept der Intersektionalität. Es handelt sich um einen antikategorialen Ansatz, der die Kritik an der Isolierung scheinbar homogener Identitätsgruppen und an einer blossen Addition von Diskriminierungsfaktoren aufnimmt.[16] Intersektionalität verwirft die Rede von «Mehrfachunterdrückung» oder «Doppel- bzw. Dreifachdiskriminierung». Der Ansatz will die Überkreuzungen, Kombinationen und Wechselwirkungen von identitären Kategorien systematisch untersuchen[17] und die infrage stehenden Kategorien *neu* fassen, indem er von der «Verwobenheit» der Ungleichheitslagen ausgeht. Damit wird Gender selbst zu einem nicht mehr isolierbaren Begriff, der selbst Vielfalt in sich trägt und nur in Wechselwirkung mit anderen Kategorien zu denken ist. Intersektionalität orientiert sich an den Erfahrungswelten der Individuen, in denen schier unendliche Varianten komplexer Marginalisierungen und Leidenswege verkoppelt sind.[18] Damit verliert der Gender-Begriff an Trennschärfe. Der Ansatz der Intersektionalität läuft wie der Diversity-Ansatz Gefahr, übergeordnete Strukturaussagen auf Distanz zu halten. Weil jede Eindeutigkeit die Wirklichkeit verfäl-

schen und Diskriminierungen verdecken könnte, wird die Unschärfe des Wortes «Verwobenheit» bewusst in Kauf genommen. Verwobenheit wird zur Metapher, die über die Struktur dieses Gewebes nicht viel mehr aussagen kann, als dass alle sozial, ethnisch, kulturell oder ökonomisch bedingten Lagen irgendwie zusammenhängen. Während die Addition der Kategorien zumindest ihre gegenseitige Abgrenzbarkeit nahelegt und damit die Konstruktion der Andersheiten abweichender Kategorien aufzeigen kann, verweist «Verwobenheit» nur noch darauf, dass das «Verwobene» irgendwie aus ähnlichem Material beschaffen ist. Das ist allerdings die Frage. Jedenfalls, so lautet die Kritik von Barbara Rendtorff, eignet sich der Terminus «Verwobenheit» nur allzu gut dazu, «den Schleier des scheinbaren Verstehens über die unbegriffenen Komplexe auszubreiten».[19]

Von der Herrschaft zum Tugendterror

Fragen, die die Konzepte Gender&Diversity und Intersektionalität provozieren, richten sich auf die grossen Metatheorien, auf das Schwinden der grossen Erzählungen von Freiheit, Gleichheit, Fortschritt, auf die eingeschränkte Analysekraft übergeordneter Herrschaftsformen wie Patriarchat, Kapitalismus, Okzidentalismus. Diese Schwächung erleichtert es zweifellos, individuelle Schicksale und erlittene Diskriminierungen möglichst flächendeckend zu sichten und zu artikulieren, erschwert aber eine theoretische Erfassung der Ursachen. Der Verzicht auf gesellschaftliche Strukturbegriffe lässt die Unterscheidung zwischen politischen, sozialen, kulturellen uns individuellen Ungleichheiten obsolet erscheinen. Begriffe wie Vielfalt, Differenz, Differenzierung, Pluralität, Diversität, Diskriminierung geraten durcheinander oder werden austauschbar. Wenn alle subjektiv erfahrenen sozialen Verletzungen gleiche Aufmerksamkeit erhalten sollen, lässt sich kaum noch auseinanderhalten, was normierende und diskriminierende Zuschreibungen sind und was gegeben und zu akzeptieren ist. Dann ist nicht mehr erkennbar, was selbst entscheid- und veränderbar ist und was nicht; dann ist es nicht mehr möglich, die je *spezifischen* «Verletzungsoffenheiten» von Geschlecht, Ethnizität, Hautfarbe, Migration, körperlichen Einschränkungen usw. kenntlich zu machen; dann wird auch nicht mehr klar, was zu bekämpfen ist und was nicht; und an welche Adresse die Kritik sich eigentlich richten soll – ausser an die eigene. Wenn alles unterschieden und gleich ist, ist nichts mehr unterscheidbar. Bleibt «Geschlecht» also doch etwas «Besonderes»?[20]

Der Verzicht auf Strukturbegriffe begünstigt ein Gesellschaftsbild, in dem die Sorge um Gerechtigkeit gegenüber der Sorge um jeweilige Einzel- oder Gruppenrechte zurücktritt. Der gut gemeinte Versuch, keine Unter-

drückungsform und kein Diskriminierungsgefühl zu marginalisieren, ist mit einer Entdifferenzierung verbunden, die politische Ansprüche und subjektive Befindlichkeiten nicht mehr auseinanderhalten kann. So ist die politische Absicht, Fesseln diskriminierender Zugehörigkeiten zu destabilisieren, nicht mehr trennbar von der Forderung, als Zugehörige einer unterdrückten Gruppe gleichwertig mit allen anderen anerkannt zu werden. Ausserdem kann die flächendeckende Anerkennungsforderung mit einer gewissen Unehrlichkeit einhergehen, nämlich so tun, als ob alle gleich und alle gleich betroffen wären. Eigentlich weiss ja jede/r, dass da etwas nicht stimmt. Und so können sich nicht nur Denkverbote einstellen, sondern auch eine Art Tugendterror, mit dem jede/r jede/n auf korrekte Regelbeachtung kontrolliert. Wenn jede Abweichung vom Gleichheitspostulat zum Hierarchisierungsvorwurf und zum moralischen Vorwurf wird, wenn hinter jeder differenzierenden Bewertung gleich Diskriminierungsabsichten gewittert werden, bleibt das eigene Urteil auf der Strecke.

Harmlos ist das alles nicht. Die Egalisierung verschiedener diskriminierender Kategorien bremst die Analyse *spezifischer* Normierungsgesetze gesellschaftlicher Gewalt aus. Zwar mögen sich viele Symptome der Diskriminierung an der Oberfläche ähneln – deswegen sind sie aber nicht aus gleichem Stoff. Die Symptome repräsentieren nicht die jeweilige Systematik, nicht ihre Funktion oder ihre spezifischen Wirkungsweisen. Frauen, Schwarze, Homosexuelle, Transgender, Juden, Muslime, Menschen mit Behinderungen usw. werden nicht immer und nicht von allen und nicht von allen gleich diskriminiert. Mit den simplifizierenden Gleichsetzungen von Gender&Diversity wird unkenntlich gemacht, welche je spezifische Normierungsgewalt am Werk ist.

Über die Ansätze Gender&Diversity und Intersektionalität hinaus bin ich Hannah Arendts Begriff der Pluralität treu geblieben. Er ist dazu angetan, die Andersheit jedes Menschen von jedem anderen zu begründen und jeden kollektiven Singular als Voraussetzung totalitären Denkens zurückzuweisen. Die Auseinandersetzung mit Arendts Politikverständnis ist allerdings nicht dazu geeignet, Handlungsanweisungen zu finden oder Definitionen zu kopieren. Arendt provoziert das Selberdenken und damit auch die Möglichkeit, mit Arendt gegen Arendt zu denken.[21] In Arendts Verständnis macht Pluralität die Welt nicht nur bunt. Sie ist auch Quelle notwendiger Kontroversen und sie setzt Grenzen. Das Eigene bricht sich am Anderen durch einen Abstand. Alle zutage tretenden Unterschiede bilden eine Schwelle, die vor jedem Gegenüber überquert werden muss. Pluralität verlangt einen Respekt, der verhindert, dass die Verschiedenen verkannt, gleichgemacht, am eigenen Massstab gemessen werden. Pluralität ist in diesem Denken unsere Existenzbedingung,[22] ein *vorgängiges* Prinzip, eine unabweisbare Tatsache, die gegeben ist und die wir uns nicht aussuchen

können. Sie ist zerstörbar[23] und diese Zerstörung ist gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch ethischer Massstäbe, der Zerstörung menschlichen Potenzials und dem Verfall des Politischen.[24] Dieses Denken durchkreuzt die gewohnten Eindimensionalitäten und identitären Einheitsfantasien und verabschiedet sich von dem modernen Versprechen, eine Welt schaffen zu können, die durch Kategorisierungen zu ordnen und durch Ideologien zu leiten ist. Es verweist auf unsere Unvollständigkeit und unsere Bedürftigkeit, mit der wir das Andere und die Anderen brauchen, um Menschen zu werden. Diese Andersheit aller Anderen – nicht ihre Kategorisierung – ist die Differenz, mit der wir leben *müssen* und versuchen können, leben zu *wollen*. Das Denken in Kategorien in ein Denken der Pluralität zu überführen ist dialogisches Denken, das auf die Möglichkeit des Zusammenhandelns für ein gemeinsames Drittes aus ist – auf die Bereitschaft, die Welt mit Anderen zu teilen.

Anmerkungen

1 Thürmer-Rohr, Christina, 2012: Ende des Kassandra-Syndroms? In: Krondorfer, Birge/Grammel, Hilde (Hg.): Frauen-Fragen. 100 Jahre Bewegung, Reflexion, Vision. Wien, 97–114.

2 Auch der transnationale Kampf um Menschenrechte für Frauen suchte nach einem gemeinsamen Nenner («Frauen»), vor allem in der Antigewalt-Politik, war aber gegenüber den kulturellen und klassenspezifischen Differenzen offener als national begrenzte und regional zugespitzten Debatten; siehe Ruppert, Uta, 2004: Frauen-Menschenrechte. Konzepte und Strategien im Kontext transnationaler Frauenbewegungspolitik. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, 704–711.

3 Zum Begriff der Pluralität: Thürmer-Rohr, Christina, 1998: Die unheilbare Pluralität der Welt – von der Patriarchatskritik zur Totalitarismusforschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 21, 47/48, 193–205.

4 Brown, Wendy, 2006: Die Unmöglichkeit der Women's Studies. In: Dietze, Gabriele/Hark, Sabine (Hg.): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein/Taunus, 141.

5 Ebd., 148.

6 Arendt, Hannah, 1955: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main; Arendt, Hannah, 1993: Was ist Politik? München; Vollrath, Ernst, 2013: Vom «radikal Bösen» zur «Banalität des Bösen». Überlegungen zu einem Gedankengang von Hannah Arendt. In: Wiebel, Martin (Hg.): Hannah Arendt. Ihr Denken veränderte die Welt. München, 129–139.

7 Rendtorff, Barbara, 2012: Warum Geschlecht doch etwas Besonderes ist. portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/rendtorff (Abfrage 12.4.2017).

8 Dietze, Gabriele/Hark, Sabine, 2016: Unfehlbare Kategorien? In: Dies. (Hg.): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein/Taunus, 16.

9 Sen, Amartya, 2007: Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt. München.

10 Ebd., 12.

11 Ebd., 32.

12 Soiland, Tove, 2012: Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/soiland (Abfrage 12.4.2017).

13 Lutz, Helma, 2012: Differenz als Rechenaufgabe. Über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender. portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/lutz (Abfrage 12.4.2017).

14 Für diese Post-Gender-Vision hat die Piratenpartei den Begriff «Eichhörnchen» erfunden: Frauen, Männer, Transsexuelle, Transvestiten, Schwule, Lesben, Asexuelle. Siehe Meiritz, Annett, 2013: «Man liest ja so einiges über Sie». In: Spiegel, 3, 48.

15 Siehe Perko, Gudrun, 2005: Queer-Theorien. Köln; Dietze, Gabriele/Haschemi, Yekani/Michaelis, Beatrice, 2012: Queer und Intersektionalität. portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/dietzehaschemimichaelis (Abfrage 12.4.2017).

16 Anm. 12.

17 Wagenbach, Katharina, 2012: Intersektionalität. Eine Einführung. portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/walgenbach-einfuehrung (Abfrage 12.4.2017).

18 Klinger, Cornelia, 2012: Für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/klinger (Abfrage 12.4.2017).

19 Rendtorff, Barbara, 2012: Warum Geschlecht doch etwas Besonderes ist. portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/rendtorff (Abfrage 12.4.2017), 3.

20 Ebd., 8.

21 Siehe Benhabib, Seyla, 1989: Hannah Arendt. Die melancholische Denkerin der Moderne. Hamburg, 309.

22 Bauman, Zygmunt, 1992: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg; Thürmer-Rohr, Christina, 1998, vgl. Anm. 3.

23 Heller, Agnes, 2016: Rede. In: Hannah Arendt Preis für politisches Denken e. V. (Hg.): Welt in Scherben. Menschenrechte, Religion und politisches Denken heute. 20 Jahre Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken. Berlin/Bremen, 18.

24 Arendt, Hannah, 1993: Was ist Politik? München, 9.